

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 25 (1935)
Heft: 51

Artikel: Maria und Joseph betrachten es froh
Autor: Kunter, Erich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649119>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Weihnachtswunder.

Von Ernst Eschmann.

Das holde Weihnachtswunder,
Heut muß es noch geschehn,
Ich höre lachte Flügel
Im Abendwinde wehn.

Das Stüblein ist so traulich,
So traulich wie noch nie.
Das Dörflein auf und nieder
Schon musizieren sie.

Das Glöcklein in der Kirche,
Nun schlägt es silbern an,
Jetzt Tür und Tor und Herzen
Dem Christkind aufgetan.

Maria und Joseph betrachten es froh.

Erzählung von Erich Kunter.

Nun waren sie wieder ganz einsam, und sie erschrafen bei dem Gedanken, daß auch das Alter unversehens über sie hereingebrochen war. Solange Peterle, das Hundchen, gelebt hatte, war ihnen das gar nicht zum Bewußtsein gekommen. Jetzt aber dachten sie auf einmal daran, wie der Herbst des Lebens sie überrascht hatte: Joseph Weißhaupt war 60 Jahre alt, und seine Frau Maria, obwohl viel jünger, immerhin auch achtundvierzig.

Sie lächelten sich schmerzlich an. Beide waren von demselben Gedanken erfüllt und wußten es. Denn zwanzig-jähriges Zusammenleben hatten sie so eins gemacht, daß einem am andern nichts mehr fremd war. Der eine Ehe teil wußte um den andern Bescheid, erspürte im andern die letzte Seelenregung, den letzten Wunsch und Gedanken. Sie brauchten es auch nicht auszusprechen, worunter sie seit zwanzig Jahren am meisten litten: kein Kind zu haben. Das Leid war stumm; aber Mann und Frau verstanden allzusehr die gegenseitige stumme Klage.

„Nein“, sagte der Mann an dem Morgen, der auf Peterles Tod folgte, „einen Kult wollen wir mit dem toten Hund nicht treiben! Er bekommt kein Grabmal.“

„Du hast recht“, entgegnete die Frau leise, „ich bin bei mir zu demselben Entschluß gekommen. Wir haben den lebenden Hund sündhaft verwöhnt; nun wollen wir nicht auch mit dem toten Hund noch Abgötterei treiben.“

Sie ging still an ihre Arbeit. Aber es war so viel niederdrückende Traurigkeit in ihr und im Kopf bohrten die schweren grüblerischen Gedanken so unerträglich, daß sie bald die Hände in den Schoß sinken ließ, sich auf den Küchenschoder setzte und schwermütig in den nebeligen Dezembertag hinausstarrte.

Das Hundchen hatten sie vor zwölf Jahren „an Kindesstatt angenommen“. Und nun, da sie sich an ihn wie an

ein Kind gewöhnt hatten, ging er wieder von ihnen und machte damit die Leere in ihrem Dasein doppelt fühlbar. Ihre Gedanken liefen ihren Träumen nach. Einen Hund an Kindesstatt? ... Nun ja, damals konnten sie noch kein Kind an Kindesstatt annehmen ... Aber jetzt? Jetzt?!

Sie zog das wollene Umlegetuch enger um ihre Schultern; ein Frösteln ging durch ihren Körper. Ein Kind adoptieren? Wie und wen? Ach, jetzt war es wohl zu spät! Erbebend fühlte sie, daß sie beide die Kraft und den Mut zu diesem Entschluß nicht mehr aufbringen würden.

Der Mann trat hastig in die Küche; sie drehte sich überrascht nach ihm um: „Soeben wurde vom Städtischen Krankenhaus angeläutet“, sagte er aufgeregt. „Eine kuriose Geschichte. Man bittet mich, sofort zu kommen. Eine junge Frau, die schwer verunglückt eingeliefert wurde, verlange dringend nach mir.“

Die Frau sah ihn fragend an. „Nach dir?“

„Ja. Eine Frau Pflug. Ich habe den Namen nie gehört. Aber wir werden ja sehen? Willst du mich begleiten?“

Frau Weißhaupt war dazu bereit, und so fuhren sie zusammen mit der Trambahn nach dem Krankenhaus.

Dr. Mandry, der Chefarzt, war ein guter Bekannter des Ehepaars Weißhaupt. „Die Verunglückte hat heute einen guten Tag; Sie können sie sprechen“, sagte er, „aber bitte, mit aller Schonung; denn sie ist sehr schwach und liegt mit schweren inneren Verletzungen darnieder.“

Das Ehepaar trat in das Krankenzimmer ein, in dem nur die Verunglückte lag. Die beiden sahen auf dem weißen Kissen ein weißes, ihnen völlig fremdes Gesicht. „Wer sind Sie? Was wollen Sie?“ fragte die Kranke mit schwacher Stimme.

Herr Weißhaupt stand ratlos und wußte nicht, was er antworten sollte. Seine Frau aber erfaßte gefühlsmäßig die Zusammenhänge. „Bitte, bleiben Sie ruhig, liebe Frau“, sagte sie weich und gut, sich etwas über das weiße Gesicht beugend. „Wir erhielten durch einen Bekannten Kenntnis von Ihrem Unfall und wollten uns nur einmal nach Ihrem Befinden erkundigen.“ Die Kranke schaute die Besucherin dankbar an und griff nach ihrer Hand, die sie lange umschlossen hielt. Frau Maria sprach ihr Trost zu und entfernte sich dann leise wieder mit ihrem Mann.

„Es muß ein Irrtum sein“, sagte sie draußen zu Dr. Mandry, „wir kennen sie nicht und sie uns nicht.“

„Hm“, machte der Chefarzt, „sie konnte gestern nur den Namen angeben, und ich ließ auf gut Glück bei Ihnen anrufen. Hoffentlich nehmen Sie mir's nicht übel! Fassen Sie's als einen Spaziergang zu mir auf.“

„Können Sie mir nähere Angaben über die Frau machen?“ fragte Weißhaupt, „ich würde dann vielleicht Nachforschungen anstellen; habe Zeit genug.“

„Das wäre schön von Ihnen, lieber Freund.“ Der Arzt beauftragte eine Krankenschwester, die Patientin nochmals vorsichtig nach dem Namen und der Adresse zu befragen.

Unterdessen gab er dem Ehepaar kurz Auskunft über die Kranke. „Soviel die Schwester in einer fieberfreien Stunde der ersten Tage an Frau Pflug in Erfahrung bringen konnte, kam die Fremde erst am Tage ihres Unfalls in unserer Stadt an. Sie scheint schlimme Zeiten hinter sich zu haben, verheiratete sich gegen den Willen ihrer Mutter mit einem Musiker, der sie aber bald verließ und spurlos verschwand. Die Mutter war inzwischen gestorben, und die unglückliche junge Frau sah sich mit ihrem zwölf Monate alten Kind der bittersten Not preisgegeben. In dieser furchtbaren Lage entschloß sie sich, einen Verwandten hier aufzusuchen, der in guten Verhältnissen leben soll. Es ist vermutlich jener Herr Weißhaupt, nach dem sie jetzt verlangte. Auf dem Wege zu ihm wurde sie bei Ueberquerung der Straße von einem Auto erfaßt. Das Kind ist wie durch ein Wunder unverletzt geblieben.“

„Wo ist das Kind?“ fragte Frau Weißhaupt.

Da kam die Schwester zurück mit der Adresse des richtigen Herrn Weißhaupt. Es handelte sich um den reichen Häuslermaier gleichen Namens. „Ich werde mit dem Herrn sprechen“, erklärte Joseph Weißhaupt.

Auf Wunsch seiner Frau führte die Schwester das Ehepaar zu dem Kind der Frau Pflug, das in einem Schwesternstübchen untergebracht worden war und dort vor einer großen Puppenstube, die man von irgendwoher bekommen hatte, spielte. Die kleine Hanne war ein bildhübsches Mädchen; zutraulich schmiegte es sich in die Arme der Frau Maria, die es herzte und nicht wieder von sich lassen wollte.

Herr Weißhaupt ging alsbald zu dem Häuslermaier, bei dem er nicht eben freundlich empfangen wurde. Es war ein harter, gefühlloser Mensch, der in ein taktloses Geschimpfe ausbrach, als er nur den Namen „Pflug“ hörte. „Mein Leben habe ich nichts wie Ärger und Unannehmlichkeiten mit dem Pflug gehabt. Das sage ich Ihnen: über meine Schwelle kommt niemand von dieser Sippe. Wenn geschäftlich etwas zu regeln ist, so treffen wir uns eben vor den zuständigen Behörden; aber freiwillig will ich nichts mit den Leuten zu tun haben. Ich muß arbeiten und habe keine Zeit zu Familiensimpeleien!“

Der Besucher war froh, als er wieder auf der Straße stand. Zu Hause angekommen, telephonierte er gleich dem Arzt und erstattete ihm Bericht. „Wir müssen ihr die Robeit ihres Onkels verheimlichen“, sagte Dr. Mandry, „und irgend eine Begründung erfinden, warum er nicht kommen könne...“

Der Arzt hatte gehofft, die Verunglückte durchbringen zu können, aber eine plötzlich eintretende Verschlimmerung ihres Zustandes machte dem Schüchtern wieder aufladernden Leben ein jähes Ende.

Die Eheleute Weißhaupt hatten die Kranke täglich besucht; deren dankbar herzliches Vertrauen belohnte die guten Deutchen für ihre Menschlichkeit. Am Abend vor ihrem Sterbetag hatte Frau Pflug in einem Anfall von düsterer Todesahnung ihren Freunden das Versprechen abgenommen, für die kleine Hanne zu sorgen, wenn ihr etwas västieren sollte. „Wie unser eigen Kind würden wir sie halten...“ hatte Frau Maria gelobt.

Und dieser Versprechen hielten sie nun auch aus innerster Bereitwilligkeit. Sie nahmen die Kleine als eigen an und ließen sie keinen Augenblick die mütterliche Liebe und Sorgfalt entbehren.

„Ist es nicht wie eine höhere Fügung, die uns durch die merkwürdige Namensverwechslung noch ein Kindchen beschert?“ hatte Frau Maria ihren Mann am Heiligen Abend gefragt. Und weihnachtliche Stimmung erfüllte fortan die kleine Wohnung. Jubelnd spielte Hanne mit dem reichen Spielzeug. Die Augen ihrer neuen Eltern erglänzten jung, als wollten sie sagen: „Sind wir beiden rüstigen Eheleute vielleicht zu alt, ein Kind aufzuziehen? O nein!“

„... Maria und Joseph betrachten es froh“, summt der Mann so manchmal nach der alten weihnachtlichen Melodie und freute sich immer wieder über die glücklichen Gesichter.

Weihnachtsspruch.

„Förchtet ech nit!
 Dix syt nit verlore!
 Euch isch hüt dr Heiland gebore.
 Dä lht z' Bätthlehäm i ne re Chrippe!“

J. H.



J. Madlener. Christnacht.

Vergessen.

Von Ernst Balzli.

Seit dem frühen Morgen war der Krämerfranz beschäftigt, das einzige Schaufenster seines Ladens weihnachtlich herzurichten. Ein waldfriisches, dunkelgrünes Tännchen stellte er zwischen die Scheiben, schmückte es mit schlichten weißen Kerzen und schimmernden Silberfäden. Einen leuchtenden Stern befestigte er am obersten Wipfelsproß des Bäumchens. Nachdem er sein Werk eine Weile prüfend betrachtet hatte, holte er aus seiner Schublade ein halbes Duzend goldene Nüsse und hängte sie zwischen die schwanken Zweige.

Ein wenig fremd, fast schüchtern, stand das Waldtännchen nun im Fenster und warf einen scheuen Glanz hinaus auf die belebte Straße...

Draußen drängten sich ein Schärlein Kinder auf der schmalen Terrasse. Mit geweiteten Augen, darinnen sich die zitternden Kerzenflammen spiegelten, starrten sie durch die